

Hansjakob und seine „Originalmenschen“ im Wolfstal

Adolf Schmid, Freiburg

Badische Heimat 67 (1987), S. 73 - 86 - Reprint 2013



Curt Liebich hat Bücher von Hansjakob hervorragend illustriert, aber auch in anderem Auftrag Bilder der Heimat gezeichnet. Hier eine Postkarte des Gasthofs zum „Ochsen“ wo Hansjakob im Mai 1897 so gerne schöne Ferientage verlebt hat. Die Karte wurde im Kunstverlag Felix Luib/Straßburg verlegt.

Als Hansjakob — wie er selbst sagte — die „Schneeballen und wilden Kirschen im mittleren Kinzigtal“ gepflückt hatte, trieb es ihn weiter (1896 bis 1899) ins „Herz des Schwarzwaldes“, ins obere Kinzigtal, ins Wolfstal, ins Kniebisgebiet, um dort jene „Originalmenschen“ und „Numero-Eins-Bauern“ aufzuspüren, die er dann in seinen Büchern wie „Die Erzbauern“, „Waldleute“, „Abendläuten“¹) so eindringlich und lebendig beschrieben hat. Die moralische Integrität, die unbedingte und vielfach leidenschaftliche Wahrheitsliebe, die zeitkriti-

sche Offenheit, aber auch die fesselnde, bildhafte, treffsichere Sprachkraft und nicht zuletzt die tiefe Liebe zu seiner Schwarzwaldheimat: Heinrich Hansjakob hat all dies wohl selten so überzeugend dargeboten wie in seinen Schriften über das Leben der Menschen im Wolfstal des späten 19. Jahrhunderts. Der Mann „aus Hasle, wo man spricht wie man denkt“, der selbst auch keine „Herrenwedler“ unter seinen Vorfahren hatte, fand dort in den weiten Wäldern sein „Material“, die kernigen Schwarzwäl-

der, die ihm alle viel origineller, charakterfester, vor allem auch poetischer vorkamen als seine Bekannten aus der „Kultur- und Modewelt“. Hansjakobs Werke sind so kulturgeschichtliche Studien von gutem Rang, vielleicht ein bisschen überspitzt, überzeichnet, idealisierend, aber unvergleichlich in ihrer Lebendigkeit; für uns heute gültige Zeitdokumente, die viele menschliche Schicksale, soziale Hintergründe und politische Zusammenhänge in einem überzeugenden Gesamtbild präsentieren.

Wie politisch, sozial und demokratisch dieser „urkonservative Revolutionär“ argumentierte, wird gerade bei einigen Texten zu dieser Landschaft deutlich. So wenn er z. B. sich empört über das Schicksal des kriegsinvaliden Müllers aus Schapbach: „Seit 1872 hat er aufgebrochene Füße, die einzige Errungenschaft für ihn vom Feldzug her, und niemand will ihm helfen zu einem Invalidensold ... Leider kann ich dem braven Mann nicht helfen, da ich bei preußischen Mächten nichts vermag und all mein Liebeswerben dort umsonst wäre.“ Oder wenn er spricht von den „Harzdieben“ auf dem Kniebis, in den entlegenen Waldungen im oberen Wolfstal, für die er sehr viel Verständnis zeigt: „Die Leute sind blutarm in dieser rauhen Waldgegend. Die Wälder ringsum gehören ‚der Herrschaft‘, und sie selbst haben nur ihre Strohhütten und um diese herum ein wenig Gras für ihre Kühe und Ziegen. Ihre Armut machte sie zu Harz- und Holzdieben . . .“. Oder wenn er das Schicksal jenes Elsässers schildert, der den Krimkrieg, die Schlacht von Solferino und den Krieg gegen Preußen- Deutschland mitgemacht hat und der dann, nun Deutscher geworden, im Schwarzwald sein elendes Leben fristet: „Fürwahr, die soziale Ungleichheit im Verdienst schreit angesichts solcher Tatsache zum Himmel!“ — Viele andere Belege wären noch zu nennen, die das sozialkritische Anliegen Hansjakobs verdeutlichen, sein urpolitisches Anliegen.

Noch ein letztes Beispiel sei dazu ausgeführt, um zu zeigen, wie sehr er kleine Begebenheiten zu deuten und umzusetzen verstand: die Spazierfahrten im Badeort Rippoldsau machte Hansjakob im Gefährt des Fürstenberger Oberförsters Kneitl, in einem leichten Korbwagen, gezogen von einem Maulesel: „Geritten bin ich schon auf Eseln, auf meiner Reise nach Italien und Sizilien, aber noch nie gefahren mit einem solchen . . .“

Das Grautier vor dem Korbwagen lässt sich, wie ich höre, zum Fahren und Reiten gebrauchen, sei aber bissig und von einem mächtigen Eigen- und Starrsinn und nicht mehr vom Platz zu bringen, wenn derselbe es erfasse. Ich lobe diese Eigenschaften, welche allen Kultur-Eseln, d.i. allen diesen Tieren, soweit sie der Mensch in seinen Gebrauch genommen, in der Seele stecken. Denn zweifellos hat der Mensch dieselben in die Eselswelt gebracht durch die Art und Weise, wie er mit den Eseln von jeher umging, und sind jene Eigenschaften nur die liebenswerte Reaktion gegen die Misshandlungen, welche die armen Tiere von den Menschen erfahren haben. Ja, dass der Esel eigensinnig ist und schlägt und beißt, wenn einer seiner Tyrannen ihm naht, hebt ihn in mancher Hinsicht über die Menschenwelt hinaus. Die Völker haben, trotzdem sie in ihrer langen Geschichte politisch meist das Los der Esel erfahren, alle Lasten und Leiden tragen mussten und geschlagen und geschunden wurden, selten den Mut gehabt, starrsinnig zu sein, ihre Dienste zu versagen und zu beißen und zu schlagen. Im Gegenteil, sie machen allzeit noch Komplimente und Bücklinge vor ihren Herren, rufen Hoch, feiern Feste zu Ehren der größten Tyrannen und lassen sich in Geduld schinden und plagen. Der oberförsterliche Esel musste ahnen, dass ich auch eine Art Esel, weil Demokrat, sei und das Wesen der Esel zu würdigen wisse; denn er brachte mich tadellos und ohne eine seiner schlechten Seiten zu zeigen hinab ins Wolfstal.“ Bleibt nur noch anzumerken, dass sich hier auch viel Material

fände, das sein kritischgespanntes Verhältnis zur kirchlichen Obrigkeit belegen könnte.

„Die Stimmung, die mir behagt“

„Mit seinen dunklen Wäldern hat das Wolfstal etwas Melancholisches, und das ist die Stimmung, die mir behagt.“ Hansjakob liebte diese Landschaft und er liebte ihre Bewohner, aber wollte sie noch näher kennenlernen. Am 9. Mai 1897 schrieb er in sein Tagebuch: „Morgen will ich das ‚Paradies‘ für zwei Wochen verlassen. Ich muss, um Stoff für meine ‚Erzbauern‘ zu sammeln, ins Wolfstal hinauf. Im ‚Ochsen‘ in Schapbach hab’ ich Quartier gefunden, wie ich es wünsche . . . Ruhe und nochmals Ruhe und gute Luft dazu ... freue mich, einige Tage im oberen Kinzigtal, wo ich seit dreißig Jahren nimmer war, verleben zu können.“ Aber es wurde gewiss kein Faulenzerurlaub. Hansjakob hat sich in vielfältiger Weise mit dieser Landschaft auseinandergesetzt. Er hat ihre Menschen studiert, aber auch ihre Geschichte, die geographischen Gegebenheiten, das Brauchtum, die wirtschaftlichen Bedingungen.

Wie seriös und gewissenhaft sich Hansjakob z.B. in die Geschichte des Wolfstals eingearbeitet hat, um sie in seine Erzählungen einfließen zu lassen, so ganz selbstverständlich, ohne belehren zu wollen, ist offensichtlich. Ob es sich nun handelt um die Herren von Wolfach oder um die Herrschaft von Geroldseck, um die Burg Romberg oder das Territorium der Fürstenberger, um die Geschichte des Klosters St. Nikolaus in Rippoldsau, um die alte Geschichte des Badeortes am Kniebis, um die Geschichte einzelner Seitentäler, einzelner Höfe, einzelner Familien: Hansjakob zeigt sich immer kundig, gut informiert, mit Quellen gut ausgewiesen. Dies zeigt sich besonders in seinem „Leutnant von Hasle“, wo er natürlich vor allem seinem Helden Lienhard Rupp und seiner Vaterstadt Haslach ein Denkmal setzen wollte, wo er aber zur Veranschaulichung der Situation im 30jährigen Krieg ganz besonders

die Tagebücher des Rippoldsauer Priors Georg Gaisser²⁾, des nachmaligen Abtes von St. Georgen —Villingen, studiert und verarbeitet hat. Die lebensvolle Darstellung Gaissers sowohl zum Betrieb in seinem Kloster wie auch im Kurbad Rippoldsau ist von Hansjakob eindrucksvoll „in Szene“ gesetzt: „Rippoldsau, das jetzt weithin berühmte Schwarzwald-Luxusbad, war damals so eine Art Familienbad für die nördlichen Schwarzwälder, für die fürstenbergischen Obervögte der kleinen Städte, für deren Schultheißen und Bürgermeister, für den kleinen Adel, für die Pfarrherren von Stadt und Land, für die Mönche und Nonnen der Waldklöster, für die besseren Bürger und Bürgerinnen, Wirte und Krämer und endlich für die Hofbauern. Die ‚Damenwelt‘ war durch die Klosterfrauen vertreten, voran die Äbtissinnen und Priorinnen, sowie durch die Frauen der Beamten und Schultheißen.

Alles war ‚ein Herz und eine Seele‘ — beim Essen, Trinken, Spaziergehen. Und wie heut’ noch in den Seebädern Männlein und Weiblein zusammen baden, so auch in jener Zeit in Rippoldsau und in allen ähnlichen Badeorten. Auch an Musikanten fehlte es nicht, und auch ein Tänzlein ward bisweilen getan. Der Prior Gaißer ließ, wie er in seinen Tagebüchern selbst erzählt, sich 1625 einmal einen ganzen Tag von ‚zweien Iusores musici‘ aufspielen. Dem ‚Bäder‘ sorgte er öfters für Wein.“

Auch zur Natur dieser Landschaft zeigt sich Hansjakob bestens informiert: Seine Angaben zu Grenzen, zur Verkehrssituation, zu den klimatischen Verhältnissen, zur Pflanzen- und Tierwelt sind oft verblüffend detailliert, minutiös, verlässlich. Vor allem sind auch seine geologischen Kenntnisse ausgezeichnet, so dass wir das Gesicht dieser Landschaft gut gezeichnet wiederfinden. So lesen sich seine Texte wie Heimatkunde im besten Stil, ob er nun schreibt von der Berglandschaft am Schwarzenbruch oder vom Kupferberg, vom Burgbachfelsen oder vom Dös,

von den vielen Seitentälern der Wolf. Und immer fasziniert seine plastische Sprache: „Die Wolf springt mit ihrem braunen, hellen Wasser lustig und frisch neben der Straße her ... Wie Coulissen schieben sich rechts und links des Flüsschens waldige Berge bis auf die Talsohle und bilden zwischen sich wieder eine Menge zerklüfteter, reizvoller Tälchen.“ Besonders angetan hat es Hansjakob die „rauhe Höhe des Kniebis“, wo er im „Hotel Lamm“ 1897 im Gästebuch den Eintrag wieder entdeckt, den er selbst dort am 17. August 1867 — an seinem Geburtstag — geschrieben hatte: „Ehedem hatten die Menschen es nicht nötig, auf dem Kniebis sich aufzuhalten. Er galt ihnen drum nur als rauher Übergang vom Rheintal in das Neckar- und Donautal. In unseren Tagen sind die Menschen von lauter Kultur siech und elend und müssen Gesundheit holen in der Unkultur der Berge.“ — Aber am meisten verzaubert war Hansjakob vom Wildsee/Glaswaldsee, den er am 20. Mai 1897 besuchte, bei Regenwetter: „Das Wasser ist leblos, schwarz und voll stiller Melancholie, in welche der Himmel heute leise seine Tränen sendet... Es ist gefährlich für einen Melancholiker, an solchem Ort zu weilen, an welchem die Schwermut wie eine Zauberin lockt und der düstere Geist, der in der Seele wohnt, sich verbunden fühlt mit der süßesten Elegie der Natur ... Nie in meinem Leben hat die Natur einen so wunderbar elegischen Reiz auf mich ausgeübt wie in der halben Stunde, da ich am Wildsee saß.“ Hansjakob zeigte sich auch später immer noch fasziniert von diesem See: „Es ist wohl der kleinste, aber nach meinem Geschmack der feinste Bergsee des ganzen Schwarzwaldes und zwar deshalb, weil er der düsterste ist und voll von einer Melancholie, die es einem förmlich antut, in seinen Wassern zu sterben.“ Hansjakob nannte dieses Juwel des Schwarzwaldes „unbeweglich wie ein Stück Ewigkeit“.

Das Anliegen der Volkskunde und echter Tradition war bei Hansjakob vorherrschend.

So sind für uns heute seine Werke beste Fundstellen z.B. für die Sagen des Wolftales, das alte Brauchtum, selbst für die Geschichte des Dialektes in der gefährdeten Nachbarschaft des Schwäbischen, wo Hansjakob aber sehr wohl zu unterscheiden verstand — und dies in vielen Mundartpassagen bewies — zwischen dem Alemannischen des Wolftals und dem schwäbischen Einschlag des oberen Kinzigtals.

Auch zur Kultur dieser Landschaft gibt es kaum einen besseren Führer als Hansjakob; selbst die wirtschaftliche Situation und Entwicklung jener Zeit ist selten so offen und treffend beschrieben worden. Und dabei ging es natürlich vor allem um den Wald, den Bergbau und den Fremdenverkehr (auf dieses Thema kommen wir später zurück). Was Hansjakob über den Bergbau in Schapbach geschrieben hat, eingebaut in einzelne Lebensschicksale wie das des Simon Armbruster im Holdersbach, des Benedikt Lehmann aus dem Hirschbach, des Cyprian Breitsch, oder in die Entwicklung des „Schapbacher Bauernvereins“, wo viele „kleine Leute“ mit Grubenaktien spekulierten, um über „Herrensegen“, „Klara“ usw. ihr Kapital-Glück zu machen, ist noch heute mehr als nur einfach lesenswert. — Noch engagierter ist Hansjakob beim Thema Wald: „Holz ist der Hauptreichtum der Buren im Wolftal. Und da die Tannen wachsen, ob gute oder schlechte Sommer sind, und auch das Hagelwetter ihnen nichts schadet, so sind diese Buren besser daran als ihre Kollegen um Hasle rum, die mehr auf den Ertrag von Wein, Obst und Früchte angewiesen sind als aufs Holz.“ In der meisterhaften Biographie des Josef Anton Fürst („Fürst vom Teufelstein“), der nach dem Besuch der Forstschule in Donaueschingen von 1828 bis 1837 Forstgehilfe im FF-Forsthaus bei Bad Rippoldsau und dann noch zwei Jahre im „Holzwald“ tätig war (um dort am 22. April 1839 auch die Wirtstochter Helene Schoch zu heiraten), ist in großartiger Form die Lebenswelt dieser Menschen gestaltet, die im Wald und vom

Wald leben mussten: das Leben der Holzfäller, Flößer, Harzer: „Ich bedaure, daß die Harzer auf dem Schwarzwald aussterben; denn der alte sächsische Forst- und Wildmeister Hans von Flemming schreibt noch anno 1749 in seinem Buch ‚Der vollkommene Teutsche Jäger‘, dass der Schwarzwald eigentlich Harzwald heißen sollte und die silva Hercynia bei den Römern ‚Harzwald‘ bedeutet habe . . . Also die Harzer vor, sage ich, und in Schulen und in Reisebüchern dem Schwarzwald seinen rechten Namen gegeben, der da heißt: ‚Harzwald!‘“ — Aber der Wald im Wolfstal ist natürlich vor allem Bauernwald, Grundlage der Existenz der „Erzburen“, die Hansjakob so bewundert und rühmt, die er nur warnen möchte, in ihren Wäldern nicht vorrangig oder gar ausschließlich „Objekte des Gelderwerbs“ zu sehen: „Was sind sie wert, welche Holzsorte verspricht am schnellsten einen klingenden Erfolg? Das sind die Fragen, unter denen die Menschen unserer Tage die Wälder ansehen und behandeln ... Die neuzeitige, herz- und gemütlose Forstwirtschaft lehrt: ‚Fort mit den Buchen! Sie tragen zu wenig. Fichten und Tannen her! Die geben bald Nutzholz.‘“ Schon in diesem gang und gäbe gewordenen Wörtlein Nutzholz liegt die ganze geldgierige Rohheit unserer Zeit den Wäldern gegenüber.“ — Solches schrieb Hansjakob im Jahre 1897!

Hansjakobs „Erzbauern“

Wer die Bauern im Wolfstal verstehen will, der sollte sich von Hansjakob einführen lassen. Nur widerwillig verzieh er zwar „den Schapbacher Buren ihre Falzziegel und den Bürinnen ihre Kunstherde“ und auch anderes, was ihm nicht passen wollte, aber als Fazit sagte er doch einen vollen „Respekt vor dieser Burschaft!“ Die Geschichte der Schapbacher Höfe ließ er lebendig werden wie sonst keiner, den Schlagenhof oder Waidelehof nahe der Einmündung des Seebachs in die Wolf oder den Schmiedsbergerhof, den Künstlehof des Jo-

hannes Armbruster, den Gebeleshof („Gebelesime“: Simon Armbruster war „der Bur“ in Hansjakobs Erzählung „Der Bur und der Bürle“), den Bürleshof im Holdersbach, den Hermenazishof mit seinem Bauern, dem Hermann Ignaz Armbruster, der so gerne im Kirchenchor sang, über 50 Jahre lang, bis im Gottesdienst das „lateinische Gesing“ wieder verbindlich gemacht wurde; oder den Heinerhof, dort wo der Holdersbach in die Wolf mündet, unweit vom „Ochsen“, wo der Gast aus Freiburg so gute Unterkunft fand; oder den Hanseleshof auf dem Schwarzenbruch mit seiner Kapelle, wo Hansjakob an der Kinderprozession teilnahm, die jedes Jahr von den Buben und Mädchen dort veranstaltet wird; oder den Polterhof, wo der ehemalige Lehrer Johannes Leuthner durch Einheirat Bauer geworden war. Ganz besonders eindringlich schilderte Hansjakob das Leben auf dem Marxenhof, dessen Bauer er vom gemeinsamen Krankenhausaufenthalt kannte.

Wie sehr sich Hansjakob auch um kleine Anliegen kümmerte, zeigte sich z.B., als der Moosbur vom Schwarzenbruch — auch für seine Nachbarn — Klage führte, man habe ihnen „den Stier genommen, und sie sollten mit ihren Kühlein fast zwei Stunden weit den Berg hinunter, was im Winter bei Eis und Schnee unmöglich und im Sommer eine Plage und viel Zeitverlust sei. Er selbst habe zwar einen Stier, dürfe ihn aber den ändern Viehbesitzern nicht zur Verfügung stellen, weil er nicht ‚gekürt‘ sei, d.i. nicht alle Eigenschaften habe, die ein neumodischer Stier haben müsse“. Hansjakob nahm sich der Sache an, und die Schwarzenbrucher bekamen wieder ihren Stier.

Zwei Wolfstaler Höfe haben es Hansjakob mit ihrer besonderen Geschichte angetan. Da war zunächst der „Seebenhof“ (oder auch „Elefantenhof“), einer der größten Waldhöfe des ganzen Schwarzwaldes. An dieser Schilderung hat Hansjakob wie selten seine erzieherische Absicht deutlich gemacht; er hätte freilich auch

kaum ein überzeugenderes Beispiel finden können als Apollonia und Hansjörg, die „Buren am Wildsee“:

Nachdem ihr erster Mann vom „Kuchenmarkt“ in Wolfach bzw. nach der anschließenden Wirtshautour nicht mehr heimgekommen war (er stürzte von der Kinzigbrücke und ertrank), hatte sich Apollonia ein neues Glück gesucht und den „galanten und flotten Müllerssohn aus dem Schappe“ geheiratet. Er war nun „der größte Bur im Gebiet der Kinzig . . . der größte Bur, soweit die Kinzig ihr Wasser führt von Freudenstadt bis hinab unter Willstät, und das war Ehre und Ansehen genug für einen Müllerssohn“. Der neue Herr vom „Elefantenhof“ spielte Geige und Klavier, war mit seiner Apollonia überall dabei, wo es „große Welt“ gab — in Wolfach, vor allem im Bad Rippoldsau, wo die „Bauernhoheiten“ allerlei Bekanntschaften knüpften, zum Besuch auf ihren Hof einluden: Leopold von Baden hat bei Apollonia die ersten „gebrägelten“ Erdäpfel gegessen „und sie vortrefflich gefunden“. Und zu Gegenbesuchen führen die beiden in alle Richtungen — nach Stuttgart, Karlsruhe, Straßburg. Hansjakob schildert dieses unglaubliche „Herrenleben“, das zu einem bitteren Ende führen musste (1833 wurde der Hof verkauft), mit einer packenden Mischung aus Ingrim und Faszination. Wir kommen auf Apollonia Armbruster noch einmal zurück.

Wo Großherzogin Stephanie zu Besuch war

Im Paralleltal zum Seebach, im Dollenbach, „residierte“ ein ehemaliger Bäcker als Kollege im Bauernfürstenstand. Katharina, die Erbin des „Ameisenhofes“, hatte den armen Athanasius aus Wildschapbach zum Waldfürsten gemacht: „Es ist ein merkwürdig Ding mit der Liebe der Wibervölker!“ Der Athanazi teilte gerne von seinem Reichtum, vor allem „im letzten G’stör“ und im Wirtshaus „vor Seebach“ war er immer sehr spendabel. Kein Wunder, dass er zum Rippoldsauer Vogt gewählt wurde: „Wäre

zur Zeit der Mittagshöhe seines Glückes dem Athanazi im Bad Rippoldsau nicht noch der Fürst von Kaltbrunn in der Sonne gestanden, so wäre seine Freude vollkommen gewesen.“ Die Großherzogin Stephanie, die Adoptivtochter Napoleons, war als Rippoldsauer Gast gerne im Dollenbach. Die „Ameisenbüre“ hatte in der „Saison“ fast jeden Tag „jour fixe“, und Weiß- und Rotwein, Kaffee, Kühle und Schinken gab es für jedermann, der kommen wollte.

Der Hansjörg und die Apollonia vom „Seebenhof“ fühlten sich jahrelang zugehörig zur Badegesellschaft von Rippoldsau; das musste überboten werden: die „Ameisen-Fürsten“ gingen also zur Kur nach Wildbad: „Gegen Wildbad ist Rippoldsau klein und die Büre dort auch viel mehr ästimiert, weil kein Prophet was gilt in seinem Vaterland und keine Bauernfürstin so verehrt ist unter dem Landvolk, wie sie es wünscht.“ Nach der neuesten Mode ließen sie sich einkleiden in Straßburg: „Die Kleider wurden angemessen und nachgeschickt, für den Athanazi einen Herren- und für die Käther drei Damenanzüge nach der neuesten Pariser Mode. Was man gleich mitnehmen konnte, Hüte, gewirkte Schals, Schürzen und was sonst das Herz begehrte, wurde alsbald verpackt.“ Die beiden kamen zurück ins Tal „mit dem süßen Gefühl, bald als Pariser auftreten zu können“. Und ins Fremdenbuch in Wildbad trug man nun ein: „Athanasius Armbruster, Gutsbesitzer aus dem Dollenbach, mit Frau und Bedienung.“ Mit generöser Noblesse wurden die Trinkgelder bemessen, die Kurmusik erfuhr die ganz besondere Gunst. Es war wieder nur eine Frage der Zeit, bis dieser „Hof“ zugrunde gewirtschaftet war: „Vom Ameisenhof ist wie vom Seebenhof kein Stein mehr auf dem ändern.“ Und Hansjakobs Fazit: Es ist „nicht gut, wenn die Bauern so große Höfe haben, daß sie die Fürsten spielen können ... Man lebt eben in alleweg sicherer, ruhiger und zufriedener in der Mitte oder in der Tiefe als auf der Höhe der Menschheit“.

Und von dieser Sorte Bauern, die sehr wohl dem Gesetze ihres Lebens entsprechend ihr Maß fanden, lernte Hansjakob im oberen Wolfstal noch immer gut zwei Dutzend kennen und schätzen.

Einfache „Originalmensen“

Aber Hansjakob hatte nicht nur Interesse an den Bauern. „Originalmensen“ entdeckte er auch unter dem einfachen Volk, und gerade sie hat er besonders liebevoll gezeichnet und „beschrien“. So den Severin Waidele, der vom armen Dorf-Schreiner zum Bürgermeister der reichen Waldgemeinde Schapbach wurde: „Die Buren murrten. Aber Severin, der Gerechte, gewann ihnen bald Achtung und Respekt ab, so dass er siebzehn Jahre lang am Ruder blieb und erst abtreten musste, als das neue, unfreie badische Gemeindegesetz den Buren den Sieg wieder in die Hand spielte.“ Und auch des Severin Sohn Hermann fand Hansjakob bemerkenswert: „Er hat seine Studien in aller Herren Länder gemacht zu Wasser und zu Land und ist jetzt Haarkünstler im benachbarten Bade Rippoldsau.“ Und dort erinnert man sich auch noch heute gerne an diesen umtriebigen Unternehmer mit seinem „internationalen Schwarzwald-Bazar“.

In seiner Erzählung „Der Bur und der Bürle“ hat Hansjakob dem „Troubadour“ des Wolfstals viele Seiten gewidmet: Johann Georg Schmid von „s'Melchers“ aus dem Holzwald am Südhang des Kniebis, dem Hirtenbub auf dem Heinerhof, dem Sänger und Alleinunterhalter bei allen möglichen Anlässen. Jeder im Tal kannte den „Pfiferjörgli“; keiner aber schätzte ihn und sein fröhliches, urwüchsiges Allotria so sehr wie der „Bur“ Simon Armbrusten „Aber wenn irgendwo im Schappe und bis hinauf auf den Kniebis Tanzmusik gespielt werden sollte, ließ der Jörgle seinen Bur und dessen Nachbarn, kurz alle, im Stich, um seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen.“

Voll Begeisterung schrieb Hansjakob auch über den „alten Dohlenbacher“: Mit 83 Jahren hatte er seine diamantene Hochzeit gefeiert, bei der 106 Enkelkinder dabei waren — alle 10 Töchter waren Bäuerinnen geworden: „Ich beneidete den Alten um seine Lebensfreudigkeit, sagte mir aber gleich: ‚Wärscht du im Leben schlichter, einfacher Bur am Dohlenbach gewesen, hättest du wohl die gleiche Heiterkeit!‘“ Mit der Lebensgeschichte des Försters J. A. Fürst (1809—1893) hat Hansjakob eine Fülle von Informationen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte verwoben. Wie reizend dabei auch noch die Geschichte von Fürsts Werbung um die blutjunge Helene (Heli) Schoch aus der Holzwälder Wirtschaft: „Sie war ein bildschönes, großes, schlankes Meidle mit antik gebogener Nase, blauen Augen und dunkelblonden Haaren.“ Fürst hat sie 1839 geheiratet und mit ihr 13 Kinder gezeugt (von denen übrigens fünf nach Amerika auswanderten).

Ein anderer Wolfstaler nach dem Herzen Hansjakobs war Michael Schoch, der „Vogelmichel“ von Rippoldsau, ein „Original, das nicht unbeschrieben modern darf“. Der Michel trieb wirklich gar viel um: Besenbinder, Baumzweiger, Reisschneider, Kübelmacher, Wilderer u.a. Bekam er auf einem Hof für seine Arbeit zu schmale Kost und wenig Schnaps, so wusste er sich zu rächen: Er pflanzte z. B. auf die Wildstämme Vogelbeer- und auf die Kirschbäume Schlehenzweige, und dies zeigte meistens Wirkung. Aber Erfolg scheint er dennoch vor allem als Wilderer gehabt zu haben: „Der Lohn für einen gewilderten Auerhahn war damals zu verlockend, als dass der Michel sein Schlingengewerbe hätte aufgeben können. Für einen Auerhahn bekam er zwei Kronenthaler und ein Mittagessen mit Wein.“

Ein „Original“ war auch der „Bühl-Mathis“ in der Sulz. Er war als dreizehntes von vierzehn Kindern geboren; da lohnte sich für seine Familie ein Hauslehrer, der „Stelzemichel“ wurde engagiert, der sich aber auch

auf das Körbeflechten verstand. Mathis wurde ein „stolzer Rekrut“, dann ein Dragoner im ersten badischen Reiterregiment unter Oberst Hinkeldey; aus dem Dragoner wurde schließlich „der erste Reiter“ bei der Schwadron Seideneck. Pulver hat er gerochen 1848, als er bei Kandern gegen die Freischärler kämpfte, oder bei Staufen, wo „es auch geraucht“. Der „Dragoner aus Schapbach“ blieb also seinem Fahneneid treu. Aber 1850 kehrte er heim, heiratete, baute sich sein Tagelöhnergüttele auf dem Bühl in der Sulz und wurde Vater von acht Kindern; auch seine zweite Frau hinterließ ihm noch einmal sieben Sprößlinge: „Er heiratet nimmer und sorgt allein für seine Kinder, von denen vierzehn am Leben bleiben und von ihm großgezogen werden ... Er schaut aus wie ein Mann, der stets in vollster Seelenruhe alles genommen hat, wie's gekommen ist.“

Einen „Edelknecht alten Schlags“ hat Hansjakob im Burgbach ausgemacht, den „Ländere-Karle“: „Unter einem Edelknecht aus alter Zeit verstehe ich einen Mann, der mit gleicher Kraft sein Schwert schwingt wie seinen Humpen, und der in des Waldes düstern Gründen dem Wild nachgeht und mit seinem Wurfspieß die Beute sicher erlegt.“ Hansjakob besuchte den Karle in seinem Haus unter dem Burgbachfelsen: „Ein großer, stämmiger Mann mit langem, weißen Backenbart, eine Zipfelkappe auf dem Haupt, mit Kniehosen, weißen Strümpfen und schweren Pechschuhen angetan, trat er mir vor seiner malerischen Hütte entgegen. Aus seinem Gesicht strahlte eine Biederkeit und eine Geradheit, wie ich sie so stark noch nie aus einem Schwarzwälder Bauernantlitz leuchten sah ...“

Die Sorte Menschen, wie der Karle sie in bester und ausgeprägtester Art darstellt, ist am Aussterben, selbst auf dem entlegensten Schwarzwald. In hundert Jahren wird man das Bild eines Mannes, wie der Karle einer ist, anschauen, wie wir jetzt ein solches von einem Ritter des zwölften Jahrhunderts in voller Wehr betrachten.

Es wird, wenn die liebe Kultur so fortmacht, auch auf dem Schwarzwald nur noch ländliche Gigerl geben mit Frack und Cylinder und faden, blasierten Gesichtszügen.“

Noch viele andere Wolfstaler hat Hansjakob „verewigt“, vielleicht aber keinen so eindrucksvoll wie den „Benedikt auf dem Bühl“, Benedikt Lehmann, geb. 1823 im Hirschbach, gestorben 1907. Bergmann war er schon mit 14 Jahren; später aber trieb ihn die Idee um, eine eigene Grube auf eigene Rechnung zu betreiben:

„Sein braves Weib aber, die Genofev, riet ihm ernsthaft zu, sein Güttele zu bebauen und so sich und die Seinigen mit sicherem Brot zu versehen und nicht ungewissen Schätzen unter der Erde nachzugraben. Sie mahnte ihn drum, den Pachtvertrag nicht zu unterschreiben. Dagegen erhob sich aber mit Macht der Schwärmer für unterirdische Reichtümer, faßte seine Gattin an dem allen Töchtern Evas gemeinsamen Zipfel der Eitelkeit und sprach feierlich: ‚O Alte, du waisch nit, was i vorhab‘. Wenn mir aber amol so wit sin, daß du am Sunntig kascht mit der Schäse in d’Kirch und wieder heimfahre, und wenn amol alle Hirschbacher de Huat lupfe und ‚Frau Lehmann‘ zu dir sage, no worsch z’friede si.‘ Die Genofev schwieg, der Benedikt aber Unterzeichnete mit Stolz die Urkunde, welche ihn zum Herrn einer großen, reichen Erzgrube machte. Die Hirschbacher, unter ihnen manche einstige Bergleute, schüttelten die Köpfe über den Bühler und lachten ihn aus, daß er allein als Großpächter im Herrensegen muten wolle. Er aber meinte, sie würden noch froh sein, wenn sie einmal bei ihm als Bergknappen Dienste nehmen könnten.“

Aber über Jahre hinweg erlebte Benedikt nur Mühen und Enttäuschungen. Und dennoch: „Der Hohn der Spötter verstummt, und selbst die Genofev, sein braves Weib, glaubt bald an die Weissagung ihres Benedikt, daß man noch mit der Chaise in die Kirche fahren werde. Der brave Mann bereitete seinem

Weib für den vielen Kummer, den auch ihr sein jahrelang vergeblich gesuchtes Bergglück gemacht, jeweils eine Freude, wenn Geld für Erz ins Haus kam. Er wanderte hinaus ins Wolfstal und hinab zum Ochsenwirt, der einen Guten schenkt, und holte eine große ‚Gutter‘ voll des besten Weines, an dem seine Enehälfte sich wochenlang laben konnte. Für sich und seine drei Bergknappen aber ließ er jetzt stolze Uniformen machen, wie die alten Bergleute sie trugen und die ich in ‚Der Fürst vom Teufelstein‘ schon beschrieben habe. Als in den achtziger Jahren einmal der Großherzog von Baden vom Bad Rippoldsau her in den Wildschapbach kam, um die Flößerei zu besichtigen, stellte sich auch der Bühler mit seinen drei Bergknappen in Gala vor und überreichte dem Landesfürsten herrliche Schaustufen aus seiner Erzgrube. Dieser war nicht wenig erfreut über die einzigen Bergleute und Erzgräber in seinem Lande ..

Hansjakob kam ins Schwärmen: „Er ist ein Erzbauer im doppelten Sinne des Wortes, Bergmann und Bauersmann zugleich, und in beiden Berufen ein Erzmann, das heißt ein Mann von Erz und Stahl.“ Auch die Familie des Benedikt Lehmann war für Hansjakob interessant, vor allem auch der Bruder Felix, der in Rippoldsau „im Dös“ verheiratet und im Badeort als Ortsdiener, als „Sicherheit“ beschäftigt war, der aber noch Jahre doch fast täglich den drei Stunden langen Weg zum Hirschbach machte, um dem Bruder bei der Arbeit in der Grube zu helfen.

Pfarrer und Lehrer

In kollegial brüderlicher Weise hat sich Hansjakob auch getroffen mit den Pfarrherren in Schapbach und Rippoldsau. Am 13. Mai 1897 besuchte er Pfarrer Fehrenbach in Schapbach, aber er war „krank, und der Arzt ist auch seinetwegen heraufgefahren. Die Pfarrei ist sehr beschwerlich, und drum kann ein Pfarrer schon krank werden. Auch soll sonst mit den

Schapbachern nicht gut Kirschen essen sein“.

Gerade eine Woche später war er bei Albert Reiser in Rippoldsau: „Der Pfarrherr zeigte mir auch seine reich geschmückte Kirche. Der Patron derselben, Sankt Nikolaus, ist ein reicher Herr, besitzt viele Waldungen, und drum finden wir in Rippoldsau ebenso wenig eine Bauernkirche wie einen Bauernpfarrer. Beide passen zusammen; beide sind vornehm angelegt und könnten sich in jeder Stadt sehen lassen.“ Aber Pfarrer Reiser reizte den geistlichen Mitbruder doch zu erstaunlichen Vergleichen:

„Als ich in den siebziger Jahren in und um Offenburg für den Reichstag kandidierte, war der heutige Pfarrer von Rippoldsau ein junger, schlanker Vikar in der genannten Stadt.

Seitdem hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Er hat sich aber indes zu einem Riesen an Körpervolumen entwickelt, trotzdem er eine der beschwerlichsten Bergpfarreien pastorieren und jede Woche zweimal bis auf den Kniebis hinauf in die Schule gehen muss.

Worüber ich aber noch mehr staunte als über sein Volumen, das war die ungemaine Höflichkeit und das ausgesucht galante Wesen, mit dem er mir gegenübertrat.

Der, so sagte ich mir im stillen, ist der Stadtpfarrer, wie er im Buche steht, und du bist der reinste und echtteste Bauernpfarrer ihm gegenüber.

Und doch beneidete ich den feinen Mann nicht um seine Feinheit und Höflichkeit, obwohl man mit solchem Wesen zweifellos besser, beliebter und glatter durch die Welt kommt als mit meiner Art. Allzu höfliche Leute sind aber im Himmel nicht ihrer ewigen Ruhe sicher, weil sie immer ängstlich um sich schauen und fürchten werden, sie könnten einer ändern Seele den Platz versperren. Mit dem Hut in der Hand, sagt ein bekanntes Sprichwort, kommt man durchs ganze Land. Ja, man kommt durch als armer, geduldiger Schlucker. Mit dem Säbel in

der Hand bringt man's aber weiter. Den Tapferen und den Groben gehört die Welt, aber nicht den Höflichen und den Zahmen.“

Es ist nicht so selbstverständlich, dass Hansjakob uns auch einige Lehrer vorstellt. Da war zunächst einmal Xaver Kilgus, Lehrer an der Seebachschule und 1848/49 begeisterter Hecker-Anhänger: „Er . . . sang den Buren im Wolfstal so begeistert von Liebe und von Freiheit, dass sie ihn ehrten wie einen Propheten. Drum sah ich ihn auch, wie er im Frühjahr 1848 beim Franzosenlärm mit den Buren aus dem Säbe (Seebach) in Hasle einzog als Hauptmann und Führer von Sensenmännern. Während der darauffolgenden Revolution blieb der Xaveri, ein blasser, rotbärtiger Mann, Gewehr bei Fuß stehen; aber er sprach und sang von Freiheit und von Manneswürde. Und wegen dieses unschuldigen Singens und Sagens wurde er im Herbst 1849 seinen Seebachern genommen und in ein elendes Dorf bei Ettlingen, nach Eitzenroth, versetzt. Hier starb er bald aus Gram und dort haben sie ihn begraben in jungen Jahren. Die alten Buren und Bürinnen aber reden jetzt noch mit Begeisterung von dem Lehrer Kilgus.“ Auch Alois Schneider, der Schapbacher Oberlehrer, wird von Hansjakob erwähnt. Bei ihm ging der junge Josef Dieterle, auf den wir noch zu sprechen kommen, zur Schule. Schneider war als Junglehrer in Ermatingen tätig gewesen und hatte dort Napoleon (dem späteren Napoleon III., Kaiser von Frankreich) Deutschunterricht erteilt.

Natürlich interessierte es Hansjakob unheimlich, dass es in Schapbach möglich war, dass ein Lehrer, Johannes Leuthner, Polterbauer wurde, weil eben die Witwe gerade ihn auswählte. Auch dass einige Familien sich „Hauslehrer“ hielten, war gewiss bemerkenswert. Nicht vergessen hat Hansjakob den Schulmeister der Bauern im „Säbe“, einen Bauernsohn vom Kupferberg, den „Schulmeister-Simme“. Aber für die „Seebenhof- Fürsten“ war dies zu

normal: „Sie engagierten einen g'studenten, einen ‚verbrannten Studenten‘, wie die Kinzigtähler ‚vergratene‘ Musensöhne zu nennen pflegten.“ Der „Professor auf dem Seebenhof“ war dort für alles zuständig, nicht nur fürs Alphabeth und Kopfrechnen, auch für den Holzverkauf, für die Jagd, als maitre de plaisir: „Er war der Sohn eines Zuckerbäckers in Oppenau und hieß mit seinem Geschlechtsnamen Advokat. Er imponierte nicht bloß durch sein ‚Studium‘, sondern auch durch seine stattliche, wohlbeleibte Figur“, die er sich in seinen „Hofmeister-tagen auf dem Seebenhof“ zulegen konnte.

„Eine wahre Wonne“

Zweierlei Interessen hatten Hansjakob ins Wolfstal geführt: Er suchte „Material“ und „Originale“, aber er musste sich auch Erholung gönnen. Und er freute sich, dass sein Aufenthalt in diesem Schwarzwaldtal ihm beides schenkte.

Zunächst nahm er im „Ochsen“ in Schapbach Quartier, schrieb dort schon am 10. Mai 1879:

„Hier sitze ich seit gestern nachmittag in einem Asyl, das Hofstetten an Ruhe fast, an landschaftlichem Reiz völlig übertrifft. Die Natur ist wilder und waldiger hier, und das gefällt mir, die Heimatgefühle weggedacht, noch besser als ihr lieblich grünes Wesen in und um Hofstetten.“

Das Gasthaus zum Ochsen liegt eine kleine halbe Stunde unterhalb des Dorfes Schapbach einsam an der Straße durchs Wolfstal. Mit seinen vielen dunkeln Wäldern hat das Wolfstal etwas Melancholisches, und das ist die Stimmung, die mir behagt. Dazu wohne ich mutterseelenallein in einem Gartenhäuschen des Ochsenwirtes, abseits dem Hauptgebäude.

Im Hochsommer füllen Kurgäste dies sonnige Häuschen, und dann möchte ich um keinen Preis darin wohnen. Jetzt aber ist es mir eine wahre Wonne, allein darin hausen zu können.

Gen Süden schauen eine Menge waldiger Bergspitzen zu mir herab, und meinem Fenster gegenüber stürzt der Holdersbach mit brausendem Gischt in die Wolf.“

Mit dem „Ochsenwirt“ Wilhelm Schmid (gest. 1903) hat sich Hansjakob gut angefreundet, zumal er sich auch anbot, den Gast auf seinen Erkundungsfahrten zu begleiten. Hansjakob hat ihm auch viele Informationen zu verdanken. Er kehrte gerne — nach einem Zwischenaufenthalt im Bad Rippoldsau — wieder zum „Ochsen“ zurück; dort wurde er von der „Monika aus dem Hirschbe“ ja so hervorragend betreut: Sie „ist ein schwarzbraunes Mädchen älteren Datums“, schon seit 12 Jahren im „Ochsen“ tätig. Nach ihren eigenen Worten hatte sie sich um „die Schweine, die Kälber und die Kurgäste“ zu kümmern. Hansjakob gab ihr den „Rat, im Widerstreit ihrer Pflichten gegen Kälber, Schweine und Kurgäste eher die letzteren zu vernachlässigen als die ersteren. Denn die Kurgäste kämen nur aus Pläsier und Lebensluxus, die Vierfüßler aber hätten ihre Hilfe viel nötiger“. In Monikas Obhut fühlte sich Hansjakob wohl und notierte am 23. Mai 1897:

„Die Glocken der Rinder des Danielsburen läuten zu mir herüber, der Holdersbach stürzt vor meinem Fenster tosend in die Wolf, zwischen hinein singen die Vöglein im Walde ihr letztes Tageslied, und ich verstehe, was vor vier Jahrhunderten schon der Humanist und Dichter Petrarca schrieb: ‚Ich beneide alle jene, denen es gegönnt ist, nichts zu hören als das Brüllen der Herden, das Murmeln des Wassers und den Gesang der Vögel!‘“

Von den übrigen Gasthäusern hat sich Hansjakob offenbar noch besonders interessiert für die alte Flößerwirtschaft „zum letzten G'stöhr“ vor Burgbach, wo u.a. der „Ländere-Karle“ so gerne seinen Durst löschte, und für die „Holzwälderhöhe“, wo die Helene Schoch, die reizende Frau des Revierförsters J. A. Fürst, herstammte. Aber ganz natürlich verbrachte der stadtmüde Pfarrer auch einige Kurtage im

weitberühmten Bad Rippoldsau der Familie Goeringer: „Was sich nicht verändert hat im Surbrunnen, ist das Brunnenhaus, wo die Eisenquellen zu Tage treten. Hier fand ich alles noch wie im Jahre 1850, da ich zum erstenmal als Knabe nach Rippoldsau kam.“ Nun stellte er fest: „Rippoldsau hat sich seit der Zeit, da ich es nimmer gesehen, zu einem modernen Badeort umgestaltet. Prachtige Neubauten verdunkeln die alten Badgebäude und verkünden, dass auch hier in diesem Schwarzwaldwinkel das verfeinerte Wohnen und Leben seinen Einzug gehalten hat und daß die Menschen weit mehr Ansprüche machen als ehemals.“

Ich bin sicher kein Freund der Kultur und der übertriebenen Verfeinerung des Lebens, aber, ehrlich gestanden, wohne ich auch lieber neu-modisch als altmodisch, und der Salon im neueren Hauptbau hier ist mir auch lieber als ein niedriges, kleines Zimmer im alten ‚Fürstenbau‘.“

Dennoch freute er sich, dass als „Bedienung“ noch echte Schwarzwälderinnen in Tracht arbeiteten und dass fast alle künftigen Wirtinnen des Tales und darüber hinaus hier eine gute Ausbildung fanden — als Köchinnen, Servierinnen, Zimmermädchen. Hansjakob hatte sich offensichtlich sehr intensiv mit der Geschichte dieses alten Badeortes beschäftigt und konnte deshalb so kenntnisreich erzählen z.B. von Xaver Goeringer (aus Bühl/ Bd.), der 1777 als erster seiner Familie den Badebetrieb von den Fürstenbergern pachtete und es ermöglichte, daß daraus schließlich (1824) ein Familienbesitz wurde. Und ganz besonderen Respekt, Freundschaft gar empfand er für Otto Goeringer (1853 — 1920), den „hôtelier du premier rang“, von dem er sich gut betreut fühlte und den er trotzdem bedauerte:

„In neuester Zeit sind die Moorbäder wieder aufgekommen und als allerneuestes Heilmittel die elektrischen Bäder. Flugs verlangen alle hysterischen Weiber und alle blasierten Mannsleute nach diesen Modebädern, und

ehe sie einen Kurort besuchen, fragen sie an, ob dieselben auch da zu haben seien.

Drum muss der ehrliche Göringer Moorboden von Franzensbad an den Fuß des Kniebis kommen lassen. Ich muss offen gestehen, in dem vorliegenden Fall wäre ich als Badbesitzer von Rippoldsau nicht so gewissenhaft wie er. Ich würde meinen Wagen füllen an irgend einem Torfstich auf dem Kniebis und die Leute in diesem Schlamm baden lassen. Und ich bin überzeugt, die Wirkung wäre die gleiche; denn der Glaube, in böhmischem Schlamm zu baden, würde völlig hinreichen, die Leute gesund zu machen. Auch bei leiblichen Heilmitteln gilt der Satz, daß der Glaube an dieselben selig und gesund mache.“

Am 22. Mai 1897 war Hansjakob in Aufbruchstimmung, sein Kommentar wurde gallig:

„Im Bad kommen jetzt mehr und mehr Kurgäste an, und es ist Zeit, dass ich abziehe. ‚Bei der Tafel‘ sind heute viele fremde Gesichter. Mir ist nichts mehr zuwider als das Essen an der sogenannten ‚table d’hôte‘, und ich hab’s auf meinen vielen Reisen in früheren Jahren vermieden, so gut ich es konnte. So oft ich’s aber über mich ergehen lassen musste, habe ich gefunden, dass nirgends fader und nicht-sagender geredet wird als an solchen Orten, besonders wenn viele ‚Damen‘ dabei sind. Fürwahr, Kinder, die auf einem Sandhaufen spielen, reden gescheiter.“

Josef Dieterle, der intelligente „Vorarbeiter“ Hansjakobs

Hansjakob hat durch seine vielen persönlichen Kontakte sich den Stoff für seine Bücher zu einem beachtlichen Teil selbst gesucht. Aber dieser neugierige, detail-besessene Schriftsteller hatte auch Dauerinformanten, wie z.B. den F.F. Förster Kneitl in Rippoldsau, einen jungen Bayern, der ihm spontan oder auch auf gezielte Fragen „Stoff“ lieferte. Kneitl konnte u.a. folgendes einfache Rätsel lösen:

„Woher mag der Schild meines Paradies-Wirtshauses in Hofstetten ‚zu den drei Schneebällen‘ kommen?“

Der Oberförster sprach nun diesen Abend zufällig von den drei Schneebällen im Wappen der Fürsten von Fürstenberg, und siehe da, das Rätsel war gelöst. Die uralte Herberge in Hofstetten, das ein urfürstenbergisches Besitztum war, hat ihren Schild zweifellos zu Ehren der drei Schneebällen des Herrscherhauses.

So musste ein Bayer dem altfürstenbergischen Untertan von Hasle zu einer Aufklärung helfen, die er schon längst von selbst hätte finden können.“

Aber viel wichtiger und umfassender war es sicher, was Hansjakob von Josef Dieterle³) aus dem Hirschbach (1853 — 1937) recherchiert und berichtet bekam. Zunächst war Dieterle einfacher Waldarbeiter, 1888 wurde er Nachfolger von J. A. Fürst in dessen Forsthaus in Heubach. Durch Dieterle erfuhr Hansjakob in Freiburg vor allem die Vielfalt der Details an Namen, Familien- und Hofgeschichten, Sagen, Volkskunde, durch die er in seinen Büchern so zu verblüffen versteht. Sehr konkret konnten Hansjakobs Anliegen ausfallen: „Wie heißt der Schwiegervater von . . .?“ oder: „Fahnden Sie auch auf Bergwerkknötzen!“ Oder: „Wie sagt man im Volksmund für: ich habe, du hast, er hat?“ Hansjakob wollte auch Genaueres wissen zu Dieterles Familie, z.B. zum Namen seiner Mutter Clotilde:

„Sie wundern sich über den Namen meiner Mutter. Sie war ein zu Oberwolfach geborenes uneheliches Kind, und da mag im Jahre 1813 in Oberwolfach vielleicht die gleiche Sitte bestanden haben, wie in den 60er Jahren in Schapbach. Wenn man mir heute die in den 60er Jahren durch H. Pfarrer Valois getauften Schapbacher beim Taufnamen vorzählen würde, würde ich alle unehelich geborenen auf Grund des Namens ausscheiden können. Eine Hyazinte, Eutropia, Ester, Pia,

einen Polikarp, Makarius, Pankraz, Ditaknus und viele andere, an denen man nicht einmal das Geschlecht des Trägers erkennen kann, haben zwar auch einen Heiligen als Patron, haben aber auch zugleich das Brandmal ihrer Geburt durchs Leben zu tragen. Über die früheren Schapbacher Buren weiß ich nicht viel zu berichten. Vielleicht waren da wenige Ausnahmen. Im eigenen Gedächtnis ist mir wenig über dieselben und wenn ich andere Leute über so etwas frage, sind sie oft sehr zurückhaltend und vorsichtig, oder was noch schlimmer ist, ich erhalte oft widersprechende und unzuverlässige Nachrichten.“ Der Waldhüter Josef Dieterle war wirklich ein intelligenter „Vorarbeiter“ für den Schriftsteller in Freiburg, der offen bekannte: „Mit Hilfe der Feder Dieterles, der so klar schreibt, wie die Waldquelle ihre Wasser zu Tage fördert, hoffe ich noch von manchen Originalen erzählen zu können.“ Ab 1899 interessierte sich Hansjakob aber nicht mehr für den fleißigen Reporter aus dem Wolf- und Kinzigtal. Der Briefwechsel wurde dünn, hörte 1908 ganz auf.

Ein Freudenstädter Taufeintrag

Nun soll es aber immer noch Leute geben, die am Wahrheitsgehalt von Hansjakobs Schriften manche Abstriche machen, die ihm dramatische Übertreibungen vorwerfen, die ihn als Zeitzeugen für unzuverlässig erklären.

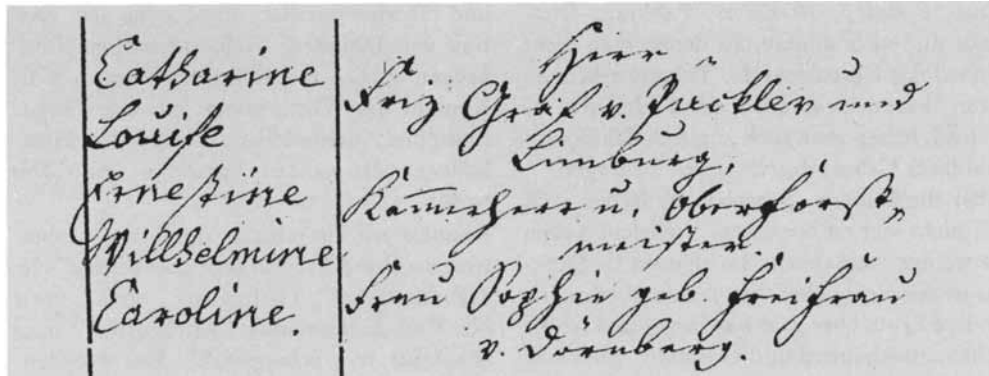
Dies ließe sich mit vielen Beispielen widerlegen. Wir wollen nur eines herausgreifen, wo ein zufälliger Fund gezeigt hat, wie Hansjakob wirklich gearbeitet hat:

Ein Eintrag in einem Kirchenbuch der Evangelischen Stadtkirche Freudenstadt⁴⁾ — Hansjakob ganz sicher nicht zugänglich! — zeigt nämlich Erstaunliches: Es geht dabei um einen Taufeintrag vom 3. Dezember 1817; getauft wurde Catharine Louise Ernestine Wilhelmine Caroline, Tochter von Fritz Graf von Pückler und Limburg, Kammerherr und Oberforstmeister, und Sophie geb. Freifrau von Dörnberg.

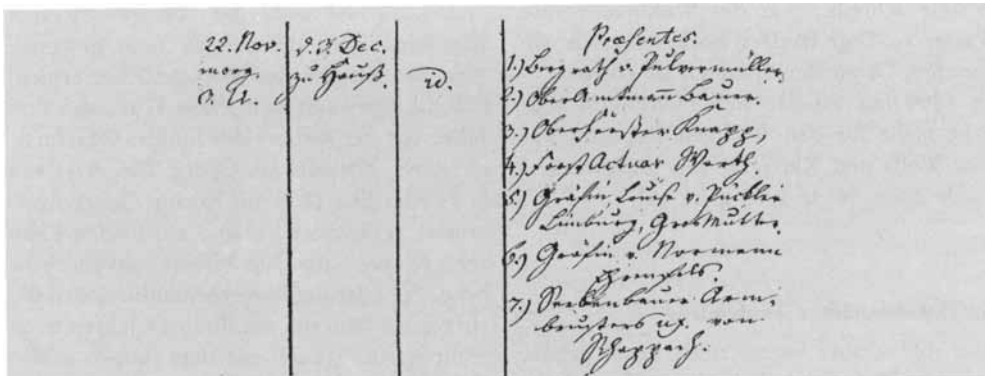
Achtundzwanzig Taufzeugen werden aufgeführt, darunter auch die Königin von Württemberg; nur vier Zeugen sind ohne Adelsprädikat, nämlich drei Forstkollegen des stolzen Vaters — und? Wer wohl?

Erinnern wir uns noch an Apollonia Armbruster, die flotte Bäuerin vom „Seebenhof“? Im Freudenstädter Taufregister steht unter Nr. 75) „Seebenbauer Armbrusters uxor (Ehefrau) von Schappbach“. Der Freudenstädter Chronist Hans Rommel kommentierte: „Wirklich ‚ein seltener Vogel‘ zwischen lauter Hochadligen, die einzige Katholikin unter Evangelischen — unsere Seebenbäuerin Apollonia Armbruster! Wer Hansjakob nicht kennt, wird zunächst vermuten, sie sei wohl das einstige vertraute Kindermädchen der jungen Frau gewesen. Aber die Schapbacher Kirchenbücher zeigen, dass die Apollonia sich schon 1792, also drei Jahre vor der Geburt der jungen Oberforstmeisterin, erstmals mit Georg Wiegert, dann in zweiter Ehe 1808 mit Johann Georg Armbruster verheiratet hat und aus beiden Ehen zehn Kinder hatte. Aus Hansjakobs anschaulicher Schilderung wird verständlich, dass die ehrgeizige Bäuerin, mit ihren 44 Jahren noch recht stattlich, auch mit dem jungen gräflichen Paar in Rippoldsau bekannt geworden ist und es fertig gebracht hat, dass sie als Patin zur Taufe des Erstgeborenen eingeladen wurde. Oder hat man sich gar um sie bemüht? Denn sie wird wohl in diesem Hungerjahr nicht mit leerem ‚Krätzle‘ angekommen sein!“

Dieser Beleg dürfte wohl ausreichen, um Hansjakob auszuweisen als eine gute Quelle zur Geschichte des Wolfstals kurz vor der letzten Jahrhundertwende, als einen glaubwürdigen Zeugen seiner Zeit. Dass er seine Geschichte, seine Geschichten bietet in einer interessanten Mischung und Kombination von Bericht, Kommentar und Reflexion gehört wohl zu seinem Stil und seiner alemannischen Eigenart — und es ist gut so.



Links: Name des Täuflings, rechts: Namen der Eltern, Taufeintrag vom 3. Dezember 1817 in der Evang. Stadtkirche Freudenstadt



28 Taufzeugen werden genannt, Nr. 7: Seebauer Armbrusters ux(or) (= Ehefrau) von Schappach

Anmerkungen:

1) Die Erzählungen „Waldleute“ (mit „Der Fürst vom Teufelstein“), „Erzbauern“ (mit „Der Benedikt auf dem Bühl“, „Der Bur und der Bürle“ und „Die Buren am Wildsee“) und „Abendläuten“ (mit Hansjakobs Tagebuch zu seinem Aufenthalt in Bad Rippoldsau-Schapbach vom 9. Mai bis zum 23. Mai 1897) sind 1897/98 erschienen. Die hier benutzten Zitate stammen aus diesen Werken.

2) Vgl. Georg Gaisser, Tagebücher (1621 —1655), in: Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. 1854. S. 159—528. Übersetzung der Tagebücher von O. Stemmler, hrsg. vom Stadtarchiv Villingen (Maschinenschrift). — Diese Tagebü-

cher hat Hansjakob verarbeitet in seinem „Leutnant von Hasle“ (1895)

3) Vgl. hierzu: Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs. Der Briefwechsel mit dem Waldhüter Josef Dieterle. Herausgegeben von Hermann Fautz. Rombach, Freiburg 1964.

4) Vgl. Hans Rommel: Ein Freudenstädter Taufbucheintrag bestätigt Hansjakobs Zuverlässigkeit. Beilage zum „Grenzer“, Oktober 1961.

5) Der Autor bedankt sich beim Evangelischen Kirchenregisteramt Freudenstadt für die Anfertigung der Kopie.